

Ka tego rien

Die Geister, die wir riefen

Der Mehrwert von Gleichstellungsdaten liegt für Wissenschaftler*innen auf der Hand: Sie können helfen, soziale Ungleichheiten aufzuzeigen und marginalisierte Gruppen zu identifizieren. Die Zivilgesellschaft und Politik wiederum können auf der Grundlage dieser Daten Strategien zur Bekämpfung von Ungleichheiten entwickeln. Mittlerweile hat sich zwar der Konsens etabliert, dass es sich bei diesen Daten nicht um genetisch oder biologisch abgrenzbare Kategorien handelt, sondern um wandelbare soziale Konstrukte. Trotzdem verspüre ich Unbehagen, wenn ich an die Einführung von Kategorien denke, anhand derer Gleichstellungsdaten unweigerlich erhoben werden müssen. Da es solche Daten in Deutschland bisher noch nicht gibt, orientiert sich meine Kritik an den USA, in denen schon seit Jahrzehnten in Statistiken «Race» abgefragt wird.

Meine drei Hauptkritikpunkte sind:

1 Wer entscheidet über die Einordnung in eine Kategorie? Zählt die Eigen- oder die Fremdwahrnehmung? Auch wenn man bei der Erhebung von Gleichstellungsdaten auf Freiwilligkeit und Selbstkategorisierung besteht, geht es doch schlussendlich immer darum, wie man von anderen wahrgenommen wird. Die öffentliche Debatte in den USA, ob der Golfprofi Tiger Woods Schwarz ist oder

nicht, zeigt, wie groß die Unterschiede zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung sein können. Tiger Woods selbst wurde vom Großteil der Bevölkerung als Schwarz wahrgenommen. Er selbst hingegen hat sich schon als Kind gegen diese Zuschreibung gewehrt und in der Schule aus Protest den Begriff «Cablinasian» – Caucasian-BlackIndian (Native American) Asian – erfunden. Tiger Woods war nicht der einzige, der diesen Konflikt hatte, und mittlerweile gibt es in einigen Schulstatistiken und im US-Zensus die Option «multi-racial». Aber es ändert nichts daran, dass er im Alltag für die meisten aufgrund seiner Hautfarbe als «black» wahrgenommen wird und deshalb rein statistisch gesehen die Wahrscheinlichkeit deutlich höher ist, dass Tiger Woods bei einer Polizeikontrolle angehalten wird.

2 Das führt mich zu meinem zweiten Kritikpunkt: Die Nutzung von Gleichstellungsdaten, um Kriminalitätsraten von bestimmten Gruppen abzubilden, könnte verstärkte Kontrollen von Menschen mit bestimmten Merkmalen legitimieren – unabhängig von konkreten Anzeichen kriminellen Verhaltens. In den USA ist «Racial Profiling» schon lange eine vielgenutzte Praxis der Polizei. Auch in Deutschland ist eine merkmalsbezogene Kontrolle zum Teil rechtmäßig. Ein Problem beim «Racial Profiling» ist jedoch, dass Kriminalität oftmals völlig losgelöst von strukturellen Faktoren, die als erklärende Variable nicht mitgedacht werden, praktiziert wird. Und auf einmal stehen

Menschen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer «Risikogruppe» unter Generalverdacht. Dies wiederum kann zu selbsterfüllenden Prophezeiungen führen. Ein Beispiel ist Chicago, wo Bezirke mit hohen Kriminalitätsraten mittlerweile videoüberwacht werden. Diese Bezirke sind stark segregiert, hauptsächlich wohnen dort Afroamerikaner*innen und Latinos. Gleichzeitig gibt es dort schwerwiegende strukturelle Probleme: Die Schulen sind schlecht, die Wohnsituation miserabel, die Menschen häufiger arbeitslos und von massiver Armut betroffen. Natürlich können durch Videoüberwachung unter Umständen mehr Verbrechen aufgeklärt werden, aber primär die, die von den dort lebenden Afroamerikaner*innen oder Latinos begangen werden – denn (nur) diese werden ja mit Kameras aufgezeichnet. Dieses Beispiel von verengter Perspektive auf Kriminalität zeigt, wie strukturelle Faktoren ausgeblendet werden und gruppenbezogen Merkmale dazu genutzt werden können, Rassismus zu reproduzieren und marginalisierte Gruppen zu kriminalisieren.

3 Meine Forschung vergleicht die USA und Deutschland in Hinblick auf Diskriminierung beim Zugang zu Arbeit. Ein Befund ist bereits jetzt eindeutig: In den USA ist das Ausmaß der Diskriminierung deutlich höher; und zwar trotz starkem Antidiskriminierungsschutz und «Affirmative Action». Während in Deutschland insbesondere Muslim*innen und Menschen mit Bezug zu muslimisch geprägten Ländern am meisten unter

Diskriminierung leiden, sind in den USA Latinos und Afroamerikaner*innen am stärksten betroffen. Viele Firmen haben die (Selbst-) Auflage, die Diversität der Bevölkerung widerzuspiegeln. Daher sammeln manche HR-Abteilungen Daten über diskriminierungsrelevante Dimensionen wie z.B. «Race». Gleichzeitig ist aber auch ein Teil der Firmen dazu übergegangen, nach einer «safediversity» Strategie einzustellen. Also die Menschen vorzuziehen, die sich als «multi-racial» einordnen und keiner sichtbaren Minderheit angehören. Als Konsequenz gibt es insbesondere unter Afroamerikaner*innen den Trend zu «whitening resumés» – die Entfernung aller Hinweise auf «Race» aus den Bewerbungsunterlagen wie zum Beispiel die Mitgliedschaft in einer Schwarzen Studentenorganisation.

Diese Beispiele aus den USA sollen zeigen, dass Gleichstellungsdaten auch ein unberechenbares Eigenleben entwickeln können. Meine Befürchtung ist, dass sie in Zeiten von gesteigertem Rechtspopulismus und Rassismus gezielt zweckentfremdet werden können, um Minderheiten stärker zu stigmatisieren, anstatt sie «gleichzustellen».

Ruta Yemane ist Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin.

Herausgebende

neue deutsche organisationen
Potsdamer Straße 99, 10785 Berlin
www.neue-deutsche-organisationen.de
gleichstellungsdaten@neue-deutsche-organisationen.de

Redaktion

Meral El, Gün Tank,
Koray Yılmaz-Günay

Übersetzung ins Deutsche

Nossa Schäfer, Koray Yılmaz-Günay

Lektorat

Elisabeth Göske

Design

Büro Farbe
www.buero-farbe.de

V.i.S.d.P.

Ferda Ataman
Gün Tank

Berlin, Dezember 2017